

wie der Krämer X. und der Arbeitslose Y. und das Kinderfräulein Z.: ein bißchen Wasser, ein bißchen Eiweiß, und Zellulose.

Daß Musik eine Unterhaltungsware ist, feudalem und später bürgerlichem Bedürfnis nach kultivierter Zerstreung angepaßt, als solche variabel, Modeschwankungen unterworfen, ohne exakte Grundlage (im wissenschaftlichen Sinn), privatwirtschaftlich bis in die Knochen und deshalb in ihrer heutigen Form für die heutige Gesellschaft unbrauchbar, das soll ihnen mal einer beizubringen versuchen! Da wird sofort schwerstes Geschütz aufgeföhren; nationales Ethos ist das Mindeste, von Brahmaputra bis Moses wird kein Religionsstifter unerwähnt gelassen, und mit Seele und Mythos zieht man sich in die Siegfriedstellung des Unkontrollierbaren zurück.

Ihr kennt das beliebte und etwas super-heroische Bild: auf dem sinkenden Schiff (das alle Ratten längst verlassen haben) spielt, vom Entsetzen des Unabwendbaren unberöhrt, die Bordkapelle den Todgeweihten auf. Ein Choral überöhrt das Gurgeln des steigenden Wassers und die Todesschreie aus dem Zwischendeck. Ist es der gleiche, der, mit ein paar Synkopen verjazzt, beim amerikanischen Zahnarzt das Bewußtsein des Patienten ablenkt? Der gleiche, der im taylorisierten Betrieb durch Lautsprecher zwecks Produktionssteigerung den Ohren der Arbeiter zugeföhrt wird? Egal; in jedem Fall ist der Vergleich stichhaltig. Spielt nicht just so, nur freilich den Untergang nicht ahnend, die Schar romantischer Musiker der versinkenden bürgerlichen Kultur zur Betäubung auf? Ablenkung, Ablenkung, nur nichts merken vom Chaos nebenan! Es ist ein merkwürdiges Vogel-Strauß-Spiel, das da getrieben wird. Aber sein Geheimnis ist zugleich das Geheimnis der Schau-Würde, die den Typ des Musikers so unzeitgemäß erscheinen läßt. Gegen die Handgreiflichkeiten einer Epoche, die mit der Brotlosigkeit von Millionen, mit Umsturz und Hungersnot alles musische Getue fragwürdig macht, hilft nur die Priester-Attitude gänzlicher Unbeteiligung. Mit der Musik läßt sich Tagespolitik schwer verbinden. So zieht man es vor, ins Gestrüpp der Aesthetik zu retirieren und, ängstlich bedacht, sich keine Verzierung abzuberechen, wahrt man kulturelle Belange.

Voltaire war prinzipiell kein Feind der Musik (die hinter seinen säkularen Erkenntnissen fast ein Jahrhundert zurückblieb). Aber er konnte nicht umhin festzustellen: „Ce qui est trop sot pour être dit, on le chante.“ Die heutigen Musiker, statt solche Kultivierung des Albernern zu bekämpfen, machen aus ihr eine Weltanschauung. Hinter der platten Intellektlosigkeit wittern sie Seele, Ethos, Gefühl. Nachdenken ist an und für sich verdächtig; Literatentum wird als musikfeindlich gebrandmarkt; als höchste Musikantentugend preist man die gläubige reine Torheit Parsifals, die Stultitia Musicalis.

Geheiligte Traditionen — du lieber Gott! Da haben wir es nun mit Ach und Krach auf tausend Jahre europäischer Musikkultur gebracht, ein Augenblickchen, verglichen mit den Zeiträumen, in denen Literatur, Plastik und Baukunst sich entwickeln konnten. Die ersten tastenden Schritte sind getan, und schon macht man ewige Gesetze daraus. Knapp ist man sich über die Anfangsgründe einig, die primitivsten Formen sind in der Tonalität und im Sonatenschema gefunden. Da reden die Herren von klassischen Gestalten. Als ob das so im Handumdrehen ginge. Aber gerade in der Musik, die doch weiß Gott noch in den Kinderschuhen